

## Die sich selbst ein Rätsel sind

*Ein Mann verhält sich nicht »normal«, er hat keine fertigen Rezepte für sich und die Welt parat, er paßt in keine bürgerliche Schablone. Für seine Mitmenschen Grund genug, ihn in psychiatrische Behandlung zu schicken. Dann will der Mann sich das Leben nehmen. Nicht weil er so verzweifelt, sondern weil er so glücklich ist und nach diesem Glück nichts mehr vom Leben erwartet. Er kommt ohne jede Schramme davon. Doch landet wiederum in der Psychiatrie. Und weil er zwar klar, aber eben nicht »normal« denkt, gewöhnte man ihm dort mit aller Fürsorge das Denken ab*

Christoph Scheuring, GEO, 01.10.1989

Die Fenster hatten keine Griffe, die Tür hatte keine Klinke, und die Lampe an der Decke war fugendicht in gelochtes Stahlblech eingelassen. Alle Wände waren mit Linoleum beklebt, und der Boden war es auch und nichts stand in dem Raum außer einem weißlackierten, gummibezogenen Eisenbett. Der Mann, der darin schlief, hatte braune Haut und schwarze Haare und trug einen zerrissenen Pullover. Seit Stunden schon lag er regungslos auf dem Rücken, mit gefesselten Armen und auseinandergespreizten Beinen und einem breiten Gurt um die Hüfte. Manchmal nur, wenn er aufwachte, versuchte er an den Fesseln zu reißen und um Hilfe zu schreien. Aber die Muskeln gehorchten seinen Befehlen nicht, und auch der Hilferuf fand den Weg nicht nach draußen. Dann zitterten die Hände des Mannes leicht und ein paar verhuschte Wortfetzen krochen ihm über die Lippen, als hätte jemand Watte gestopft zwischen Mund und Gedanken.

Meistens öffnete sich die Tür, und in den Raum trat ein Pfleger mit weißem Kittel und weißer Hose und einer Spritze in der Hand. Er machte sich nie die Mühe, das Gestammel des Mannes zu dechiffrieren. „Wir wollen, daß Sie sich erholen!“, sagte er, griff einen Hautwulst von der Hüfte ab und drückte die Nadel ins Fleisch. Dann hörten die Hände des Mannes auf zu zittern.

„Patient isoliert und abgespritzt“, schrieb der Pfleger danach auf einen linierten Zettel. Und: „Stimmungslage situationsadäquat“. Das Papier schob er in die Akte „Andreas Halm“.

Darin lag damals, im Juli 1980. außer solchen Zetteln nichts als das weiße Formblatt des Einweisungsprotokolls. Darauf hatte der behandelnde Arzt unter der Rubrik „Diagnose“ die „circuläre Verlaufsform einer manisch-depressiven Psychose“ vermutet: den immer wiederkehrenden Wechsel von panischer Angst und grundlosem Glücksgefühl, der manche Patienten in den Selbstmord treibt und den Ärzte nicht anders zu stoppen wissen als mit Linoleumbunker und Spritze.

Auch Andreas Halm hatte versucht, sich das Leben zu nehmen. Nicht aus Verzweiflung und nicht in einer ausweglosen Situation. Als er in die Psychiatrie eingeliefert wurde, war er glücklicher als jemals zuvor.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Aber Andreas Halm war kein Irrer aus dem Gruselkabinett menschlicher Abnormitäten, das gewöhnlich hinter den Mauern einer Psychiatrie vermutet wird. Allerdings war er ein Mensch, der sich wie durch eine Mauer von der Menschengemeinschaft abgetrennt fühlte. Der immer heftiger gegen diese Mauer anrannte und immer stärker zurückprallte, bis er irgendwann die Kraft verlor. Der nie im Mittelpunkt gestanden und doch immer extremer agiert hatte, um dorthin zu kommen, und dessen Lebensamplituden so weit auseinanderklafften, daß er sie selbst nicht mehr überblicken konnte. Am Ende war er ein Mensch, dessen Verhalten sich jeder Deutung entzog und dessen Riß im Kopf auch die Ärzte nicht mehr zu verschweißen vermöchten.

Andreas Hahn wird als Sohn eines iranischen Teppichhändlers und einer deutschen Krankenschwester geboren, das Resultat einer großen, aber flüchtigen Liebe, die zu Ende ist, bevor er zur Welt kommt. Für die Mutter ist er die schmerzhafteste Erinnerung an den Vater, und für den Vater existiert er nicht einmal, weil dieser keine Ahnung hat von seiner Geburt. Andreas Halm wächst deshalb bei einer Pflegemutter auf, die Erfahrung hat mit der Erziehung von Kindern.

Dort ist er ein Mitglied der Familie, wird gerecht behandelt und gut versorgt, ein Junge, dem es an nichts fehlt außer an der Erfüllung seiner Sehnsucht, einmal das ängstlich behütete Juwel zu sein, das die Aufmerksamkeit aller auf sich bündelt. Ganz selten nur fühlt er sich als geliebtes Kind. Wenn ihm sein fast erwachsener Pflegebruder das Fahrradfahren erklärt und wie man Fußball spielt oder ihn mitnimmt auf Fahrradtouren durch die Umgebung. Manchmal bleiben sie über Nacht weg, schlafen draußen im Heu und reden über die Zukunft, die Liebe und wie das geht mit den Mädchen. Der Bruder ist der vergötterte Fixstern seines Lebens, der Pfeiler, der seine Welt stützt.

Dann heiratet der Bruder und nimmt den Jungen mit in seine neue Familie. Andreas Halm erlebt seine erste Katastrophe: Plötzlich steht sein heimlicher Verbündeter im Kampf gegen Vorschriften der Älteren auf der anderen Seite. Andreas Halm empfindet den Frontenwechsel des geliebten Bruders zum strengen Vater als Verrat, und er emigriert innerlich aus der Familie. Mit 16 verläßt er das Haus und beschließt, Polizist zu werden. Polizisten, denkt er, müssen nicht um Aufmerksamkeit buhlen. Polizisten stehen von Rechtswegen immer im Mittelpunkt.

Ein Polizist in Ausbildung steht da noch nicht. Und so kehrt Andreas Halm nach einem Jahr auf die Schule zurück. In seiner Klasse ist er der älteste Schüler und der einzige mit einer bestandenen Prüfung zum Polizeiwachtmeister. Beides gilt bei seinen Mitschülern nicht gerade als Auszeichnung. Andreas Hahn wird deshalb Mitglied bei den Jusos, gründet eine Schülerzeitung, läßt sich zum Schulsprecher wählen und tut überhaupt alles, um sich in der Schüler-Gemeinschaft zu etablieren. Aber je heftiger er hineindrängt, desto abweisender reagieren die anderen.

Kurz vor dem Abitur gibt er auf und verabschiedet sich in Richtung Süden: Mit 2500 Mark und dort nötigen Impfungen stellt er sich an die Autobahn.

Fünf Jahre ist er unterwegs, klettert durch das afghanische Hinterland, meditiert mit tibetanischen Mönchen, jobbt in Australien für eine Minengesellschaft, und wenn er sich

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

einsam fühlt, kämpft er mit Haschisch dagegen an. Das immer billiger wird, je weiter er nach Osten kommt.

Als er zurückkehrt, ist er braungebrannt und . Muskelbepackt, aber für ein bürgerliches Leben nicht mehr biegsam genug. Er heuert als Koch auf einem Rhein-Schlepper an, ohne zu wissen, wie man Kartoffeln brät, wird Matrose, Lkw-Fahrer ; und Veranstaltungsbetreuer. Planlos, wie ein Zufallsspieler beim Roulett, plaziert er seine Einsätze. Ein Treffer ist nicht darunter.

Zuletzt schleppt er als Hilfsarbeiter in eine-Schlächtereier frische Schweinehälften und stinkende Knochen, schneidet Gulasch in mundgerechte Stücke und sich selbst manchmal in den Finger. Weil das Pökelsalz die Wunden nicht heilen läßt, kündigt er nach drei Monaten. Nun beschließt er, ein völlig neues Leben zu beginnen. Er tut das wie jemand, der sich jeden Rückzug verbaut, weil er an der eigenen Entschlossenheit zweifelt: läßt sich die Haare schwarz-weiß färben, heftet sich einen Superman-Button an die Brust und pinkelt vor den Augen anderer auf dem Friedhof. Als er über CB-Funk die Gesellschaft zur Besserung aufruft, schleift ihn ein Bekannter nach Häcklingen in die Psychiatrie.

Dort begegnet ihm Sieglinde. Auch sie ist Patientin, „eine wunderschöne Erscheinung, mit blonden Korkenzieher-Locken und einer milden, verständnisvollen Art“, die Inkarnation seiner sentimentalischen Vorstellung vom Glück. Das erste freie Wochenende außerhalb der Psychiatrie verbringen sie gemeinsam in Winsen, wo Andreas Halm noch sein Zimmer hat. Sie rennen durch die Wiesen, lachen über jede Albernheit, schlafen miteinander und besetzen dann einen Landgasthof, wo sie den Gästen Vorträge halten über Anarchie und Konsumverzicht und das Ende des Kapitalismus. Andreas Halm fühlt sich wie unter Drogen: rauschhaft glücklich und etwas kindisch, schwerelos und meilenweit entfernt von den Problemen, die er sonst mit sich und den Menschen hat. Alles, was ihn belastet, ist ausgeblendet an diesem Wochenende. „Wir waren wie Bonnie und Clyde“, sagt er, „die haben auch Zukunft und Vergangenheit und überhaupt alles ignoriert und nur für ihren kurzen, gemeinsamen Augenblick gelebt. Die haben die Katastrophe kommen sehen und sich einfach nicht drum gekümmert.“

Nach dem Wochenende fährt er Sieglinde wieder zurück in die Psychiatrie. Sie weint, als sie sich verabschiedet, und redet von Liebe und daß sie die Tage nie vergessen wird. Andreas Halm sagt nichts dazu. Setzt sich in den roten Golf seines Pflegebruders und rammt ihn mit 120 km/h auf gerader Strecke gegen einen Baum. Das Auto ist ein Klumpen Schrott, er selbst hat keine Schramme. Nur der Pullover ist am Ärmelzerrissen.

Es war, erklärt er danach, nur der halbherzige Versuch, sich zu töten. Eine Herausforderung des Schicksals vielleicht, ein Spiel mit dem Tod, nachdem ihn das Leben umarmt hatte. „Wie das halt so ist“, sagt er, „wenn man gerade das Schönste erlebt hat, und das ist dann plötzlich vorbei.“

Sein Pflegebruder kann mit dieser Antwort nichts anfangen und schleppt ihn wieder nach Häcklingen in die Psychiatrie. Aber Andreas Halm fühlt sich nicht krank. Eher schon unverwundbar und von überquellender Kraft. Mit der ganzen Wucht seines 85 Kilogramm schweren Körpers stemmt er sich gegen die Beruhigungsspritze des Arztes. Der entscheidet auf „Sofortige Unterbringung nach Paragraph 12. Absatz 2, Psych KG“, was das juristische Kürzel für eine „dringende Gefahr für die öffentliche Sicherheit und Ordnung“ ist, und überstellt ihn in das Landeskrankenhaus Lüneburg.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Dort sind sie vorbereitet auf Menschen, denen die Bremse im Kopf fehlt und die wie steuerlose Autos auf einer Gefällstrecke rasen: ohne Möglichkeit, die Richtung der Fahrt m bestimmen, und immer in der Gefahr, aus der nächsten Kurve zu fliegen.

Wie jedes Landeskrankenhaus ist auch das in Lüneburg ein Ort im Tiefparterre der Gesellschaftspyramide. Wo die landen, denen sonst keiner mehr hilft. Die selbst für Obdachlosenasyile und Gefängnisse nicht mehr tragbar zu sein scheinen. Ironischerweise hat die Stadt ihr Tiefparterre auf einem der höchsten Hügel in der Umgebung gebaut. Es ist ein großzügig angelegtes Dorf, das knapp 700 Patienten beheimatet. Mit drei Kilometer Fahrweg, kurzgeschorenem Rasen, alten Bäumen, einem modernen Betonklotz und an die 40 alten Klinkerbauten, die eine Erhaltung im Sinne des Denkmalschutzes verdienen. Einem Kiosk, zwei Cafés, einem Schwimmbad und was sonst noch nötig ist, um die Patienten auf dem Gelände zu halten. Eine Anlage, die selbst dem vorurteilsbeladenen Besucher ein „Nein-wie-ist-das-nett-hier“ entlockt.

Viel sieht Andreas Halm von diesem Idyll nicht. Nach seiner Vollbremsung in dem Raum ohne Griffe am Fenster und ohne Klinke an der Tür wechselt er auf die mittlere Schlafstatt eines Sechs-Bett-Zimmers, von wo er ein Stück der Rasenfläche und den angrenzenden Baggersee im Blick hat. Außerdem kann er sich zwischen dem Schlafzimmer, dem Speisesaal, einem Aufenthaltsraum mit Fernseher und unvollständigem Schachspiel und dem Raucherbalkon frei bewegen.

Weil auf dieser Station nichts stehen darf, was sich zur Selbsttötung eignet oder beim Putzen stört, sind alle Räume von der gleichen, lindgrün bemalten Nacktheit, die zu ertragen ein Mensch eigentlich gesund sein müßte.

Andreas Halm bedrückt diese Atmosphäre. Er stapft meistens über den Flur, mit weit ausholenden Schritten und pendelndem Oberkörper, „weil Gehen die einzige Freiheit ist, die man hier noch hat“. Vom Glaskasten der Pfleger aus gemessen ist diese Freiheit nach 19 Schritten zu Ende. Dann steht Andreas Halm vor einer verschlossenen Tür aus bruchsicherem Panzerglas, die den Flur vom Rest des Hauses trennt. In umgekehrter Richtung braucht er 56 Schritte bis zum Linoleum-Bunker am anderen Ende der Station.

Interessant für Andreas Halm ist allerdings nur die Strecke zwischen Aufenthaltsraum-und dem Stationszimmer. Dort schnappt er zuweilen ein paar Wortfetzen auf, wenn sich die Pfleger während des Schichtwechsels über seinen Krankheitszustand beraten. Manchmal kann er dort auch ein paar Zigaretten schnorren.

Die sind hier das einzig geduldete Suchtmittel, obwohl manche Patienten schon versucht haben, sich mit einer Brühe aus Wasser und zerbröselten Zigaretten zu vergiften. Und ein Querschnittsgelähmter hat sich auch mal den Tabak so lange auf die wundgelegenen Beine gepackt, bis sie amputiert werden mußten.

Zigaretten sind das wichtigste Hilfsmittel im Überlebenskampf auf der Station, Tauschobjekt und gängige Währung für die wenigen Nichtraucher und lebenswichtige Ablenkung für den großen Rest, eine minutenlange Illusion vom Beschäftigtsein, die ausgekostet wird, bis die Glut die Finger verbrennt.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Andreas Halm ist noch nicht in diesem Zustand schmerzhafter Abhängigkeit. Er kommt auch ohne Zigaretten aus, und wenn er welche besitzt, verqualmt er sie wie wertloses Altpapier: zieht heftig und pafft ohne genießende Pause, bis der Rauch zu heiß wird und nicht mehr schmeckt. Dann drückt er die Zigarette halbgeraucht aus und zündet sich eine neue an. Meistens steht er dabei auf dem Raucherbalkon und hat das Gesicht gegen das Gitter gepreßt, das die potentiellen Selbstmörder am Herunterspringen hindern soll.

Außer Laufen und Rauchen bringt nur noch die Medikamentenausgabe Abwechslung in den zähen Gleichklang der Tage. Dann warten Patienten ungeduldig in einer langen Schlange, bis der Pfleger die Pillen auf einem Rollwagen in den Speisesaal schiebt. Als ob sie Freibier bekämen.

Andreas Halm empfindet die medizinische Dauerversorgung als Strafe. Er rennt dagegen an wie eine Fliege gegen die Fensterscheibe: flucht, schimpft und schlägt um sich und bekommt trotzdem jeden Tag seine Ration. Erst telefonieren die Pfleger um Verstärkung, klammern ihn dann zu dritt fest, damit der vierte ihm die Spritze in den Hintern stoßen kann. Der Arzt hat ihm morgens und mittags 100 Milligramm Neurocil verordnet und abends die doppelte Menge. Das Neurocil zerbröselt seine Wut, nimmt ihm die Ausdauer und raubt seine Konzentration. Am Ende hat das Medikament seinen Willen zum Protest gebrochen. Dafür klagt Andreas Halm über „Herzschmerzen. Zittern, und eine innere Unruhe“.

Nach sechs Wochen zeigt Andreas Halm keine Psychiatrie-typischen Auffälligkeiten mehr. Nach dem Urteil der Ärzte haben die Spritzen die „circuläre Verlaufsform der manisch-depressiven Psychose“ weggespült. Jetzt geben die Ärzte Andreas Halm eine 30prozentige Chance, daß die Krankheit nicht wieder ausbricht. Und entlassen ihn in die Freiheit.

Dort hat Sieglinde mittlerweile ein Nest gebaut für das gemeinsame Leben. Es ist eine kleine Zwei-Zimmer-Wohnung in Lüneburg mit Küche und Dusche und einer hilfsbereit-neugierigen Nachbarin. Die Miete von 400 Mark zahlt Andreas Halm von seiner Unterstützung. Er malt viel oder schreibt an einem Buch über seine Weltreise. Sieglinde sichert als Büroangestellte das Überleben der Kleinfamilie. Sie streiten oft und lieben sich heftig. Das rauschhafte Glück des ersten Wochenendes mit Sieglinde aber erlebt Andreas Halm nicht mehr. Er sieht in der Beziehung plötzlich eine „reine Bumsgemeinschaft“, ein gegenseitiges Aussaugen, ohne wirkliche Nähe.

Emotionslos wie ein Abrißunternehmer zerlegt er die gemeinsame Wohnung: Er reißt die Tapeten von der Wand, zerkleinert den Kleiderschrank, tritt die Tür aus den Angeln und schmeißt die Bücher vom Regal. Als er die Trümmer aus dem Fenster wirft und anzündet, wird die Nachbarin aufmerksam und telefoniert nach der Polizei. Weil Andreas Halm bei der Kripo Lüneburg schon „als Freitodsuchender aktenkundig ist“, bringen ihn die Beamten wieder ins Landeskrankenhaus. Seine Freiheit hat keine zwei Monate überdauert.

Die Diagnose lautet nun „schizo-affektiv“. Die Angstgefühle haben sich mit Wahnideen durchmischt, vermuten die Ärzte, Andreas Halm ist eine „Wiederaufnahme“ und deshalb in den Augen mancher Pfleger definitiv verrückt. „Patient macht den Eindruck eines gemütskalten Psychopathen“, urteilt der Oberpfleger und schiebt die Begründung im Stationsbuch gleich hinterher: „Patient wieder aggressiv, relativ eitles Gebaren.“ Andreas Halm kippt ihm dafür eine Kanne Buttermilch ins Gesicht. Daß er mit solchen hilflosen Gesten nur verlieren kann, weiß er von seinem ersten Aufenthalt. Aber Stolz ist das einzige,

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

das ihm noch geblieben ist. „Alles andere“, sagt er, „hat die Psychiatrie mir schon genommen.“

Der Oberpfleger läßt ihn aufs Bett fesseln, was „keine Strafe, sondern eine vorbeugende Maßnahme zum Schütze des Patienten ist“. Dazu benutzt er Leinenriemen der Marke „Segufix“, die laut Eigenwerbung einen „magnetischen Patentverschluß“ haben und „eine Hilfe für das Pflegepersonal und eine Erleichterung für die Patienten sind“.

Zusätzlich erleichtert wird Andreas Halm mittels einer Spritze in den Hintern. Den „groschlägigen Tremor“ nach dieser Extra-Ration, das heftige Zittern der Hände, dämpfen die Pfleger mit einem Anti-Parkinson-Mittel. Gegen den „vermehrten Speichelfluß“, der als gelber Grind in den Mundwinkeln trocknet, haben sie kein Mittel. Speichelfluß ist nur ein kosmetisches Problem. Die äußere Erscheinung hat hier ohnehin nicht die Funktion einer Visitenkarte. Jeder ist durch Krankheit und Medikamente so weit entblößt, daß auch ein schöner Schein ihn nicht mehr aufpoliert. Alle treten sich, buchstäblich, ungeschminkt gegenüber.

Weil Andreas Halm seine Garderobe komplett vernichtet hat, stellt ihm die Station das Nötigste. Meistens treffen die Pfleger dabei die Wahl. „Wollen wir heute die Trainingshose anziehen?“ fragen sie in einer kandierten Sanftheit, die Andreas Halm als Entmündigung empfindet, weil der fürsorgliche Ton den Widerspruch schon im voraus ausblendet. „Is' mir egal“, sagt er „mit den Medikamenten is' einem doch alles egal.“ Die Pfleger notieren solche Sätze als Zeichen der Besserung, und die Ärzte öffnen ihm nach einer Phase „strenger Medikamentierung“ und aufmerksamer Beobachtung“ wieder die Türe nach draußen.

In den nächsten zwei Jahren wird Andreas Halm immer öfter zum Rätsel. Einmal verschenkt er alles, was er hat, dann verbrennt er seine selbstgemalten Bilder, einige Male kommt er freiwillig in die Psychiatrie, wenn ihm die Beziehung zu Sieglinde über den Kopf wuchert. Als Sieglinde das gemeinsame Kind abtreibt, schluckt er Schlaftabletten. Dieser Selbstmordversuch, das wissen beide, als sie ihn in der Klinik besucht, ist das Ende ihrer unheilvollen Verbindung.

Die Ärzte beschreiben ihn jetzt als „grimmig gespannt, düster lauernd, mißtrauisch und reizbar“. Registrieren eine „ängstliche Ratlosigkeit, Antriebsschwäche und inhaltliche Denkstörungen“, insgesamt eine Manifestation der schizo-affektiven Psychose. Er ist mittlerweile das, was die Psychiater einen „Drehtür-Patienten“ nennen – den immer wiederkehrenden Dauerfall, den Heimatlosen zwischen draußen und drinnen.

Andreas Hahn pendelt zwischen der Anstalt, die ihm jede Anstrengung für das Leben abnimmt, und der „Straße“, wo schon die Beschaffung einer Zigarette zum Problem werden kann. Weil er Betteln für unmoralisch hält, spielt er Mundharmonika für das bißchen Geld, das er zum Leben braucht. Er sitzt dann meistens unter einem Torbogen in der Kleinen Bäckerstraße, ganz am Anfang dieser kleinstädtischen Konsum-Ader. Mit etwas Glück musiziert sich Andreas Halm fünf Mark in der Stunde zusammen.

Das Geld setzt er am Kaffeestand um, die Tasse zu 90 Pfennig. Oder er teilt es mit den Berbern auf der Straße. Er selbst nimmt nie teil an dem Gemeinschaft stiftenden Kreisen der Weinflasche. Auch in dieser Parkbank-Hierarchie bleibt er ein Außenseiter.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Manchmal, wenn die Einsamkeit ihn zu erdrücken droht, läuft er den Stadtplan von Lüneburg ab, wie ein Beamter vom Vermessungsamt. Als er dabei einmal an seiner alten Wohnung vorbeiläuft, kommt plötzlich alles hoch, „die Vergangenheit und das mit Sieglinde und die Scheiße, in der ich jetzt stecke“.

Andreas Halm beschließt zu sterben, „würdig wie ein Indianerhäuptling“, und kauft einen Kanister Nitro-Verdünnung. Damit setzt er sich im Schneidersitz auf eine Treppe, die in der Nähe des Bahnhofs zwischen zwei Gleisen zu einem Straßentunnel führt. Er wählt diesen Ort, weil die Passanten in der Regel den direkten Weg zum Bahnhof nehmen. Mit einem Streichholz setzt er die nitrogetränkte Kleidung in Brand. Er registriert noch, wie ein dicker Mann mit schwarzem Anzug und einem Kind an der Hand vorbeihastet. „Nicht hinschau'n“, hört Andreas Halm den Mann sagen, dann schalten die Schmerzen sein Bewußtsein ab.

Als er im Krankenhaus seine Hände sieht, ist sein erster Gedanke: „Nie wieder im Leben kann ich eine Frau streicheln.“ Die Finger sind bis zu den Handstümpfen weggekohlt, an den Ohrmuscheln fehlt der äußere Rand, die Unterlippe hat etwas abbekommen und der Rumpf auch. Insgesamt haben die Flammen 53 Prozent der Haut zerstört, nur die Füße sind dank des Schneidersitzes heil geblieben.

Andreas Halm bricht völlig zusammen. „Der Kampf ist aus“, denkt er, „jetzt hat die Mauer einen Namen.“ Die eiternden Reste seiner Hände stempeln ihn unwiderruflich zum Außenseiter. Wie sollte er auch mit verkrüppelten Handstümpfen die Aufmerksamkeit der Menschen gewinnen, die ihm schon mit gesunden Fäusten versagt war? Er bleibt drei Monate in der Unfallklinik und danach sechs Jahre im LKH, unterbrochen nur von kleinen Fluchten, die allesamt wieder in der Psychiatrie enden: Einmal trampelt er nach Israel, und als er zurückkehrt, spült er seine Kleider durch die Zugtoilette und rennt nur mit Klopapier umwickelt durch die Abteile. Und wieder weiß er keine Antwort auf das Warum.

Dann fährt er nach Hamburg, kauft sich für 120 Mark ein Fernsehgerät, das er zwei Stunden später an einen Stadtstreicher verschenkt. Schleicht noch am selben Tag mit einer rothaarigen Prostituierten für 30 Mark auf deren Zimmer und wird „in verwirrtem Zustand“ ins LKH zurückgebracht. Von der Aufnahme-Station, wo er früher immer wieder zurechttherapiert worden ist, verlegen ihn die Ärzte in den „Langzeit-Bereich“. Er wechselt von der Reparatur-Werkstatt für unbestimmte Zeit ins Parkhaus. Sozusagen.

Das Landeskrankenhaus unterhält mehrere solcher Parkdecks, fein abgestuft nach der Einsichtfähigkeit der Patienten und den deshalb gewährten Freiheiten. Weil Andreas Halm keine Einsicht zeigt, sondern „den Pflegern Schläge androht“ und „das Schwesternheim in die Luft sprengen will“, landet er immer wieder in Haus 16.

Haus 16 ist der Nullpunkt einer psychiatrischen Karriere in Lüneburg, die gefürchtete Strafinsel des LKH, das Ende jeder Hoffnung. Dort sitzen die ein. mit denen keine andere Station zurechtkommt: zur Gewalt neigende Patienten, renitente Störer und die armen Teufel, denen niemand mehr eine Besserung zutraut. Viele bleiben ein Vierteljahrhundert dort, manche noch länger. In Haus 16 gibt es keine Zukunft mehr und keine Ziele, für die sich eine Anstrengung lohnt. Hier sitzen sie zehn Stunden am Tag auf demselben Stuhl und wackeln mit dem Kopf, starren aus dem Fenster im Aufenthaltsraum oder schlurfen hundertmal über den Gang, wie aufgezoogene Puppen, mit kurzen, steifen Schritten und schief gezogenem

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Kopf, weil der Dauerverschluß jede normale Haltung verbiegt. Hospitalismus nennt die Wissenschaft dieses Verhalten.

Alle schieben einen Bauch vor sich her - keine prallen Wohlstandswampen, keine straffen Bierbäuche, eher schlaffe, tiefsitzende Beutel unter eingefallenen Oberkörpern. Weil auf diesen Bäuchen keine Hosen halten, ziehen die Männer ihre Gürtel über der Brust zusammen, was das Idiotenklischee verstärkt, das die Öffentlichkeit von Psychiatrie-Patienten hat.

Andreas Halm glaubt, daß er mit den Menschen hier nichts zu tun hat. Er unterscheidet sich von ihnen mindestens durch die Erkenntnis, daß er hier zu ersticken droht, und durch den festen Vorsatz, stärker zu sein als der Strudel, der in Haus 16 jeden herunterzieht. Das Verhalten der ausgebremsten Menschenhüllen entschlüsselt er als Folge der Gefangenschaft: „Erst die Absonderung hat diese Menschen absonderlich gemacht“, sagt er und hat eine panische Angst vor solch einem schleichenden Ende.

Über einen Rechtsanwalt legt Andreas Halm Beschwerde gegen die Unterbringung ein. Zuständig dafür ist das Amtsgericht und dort ein kleiner, hagerer Mann mit modischer Sturmfrisur und unerschütterlichem Vertrauen in ärztliche Kompetenz. „Wenn ich die Anordnung des Arztes nicht verstehe“, sagt der, „dann frage ich eben so lange nach, bis ich sie verstehe.“

Jeden Mittwoch wandert der Richter durch das LKH und entscheidet über die Anträge. Verhandelt wird im Fall Halm im Besucherzimmer von Haus 16, das einen Ausgang ohne Klinke zur Treppe und einen mit Klinke zur Station hat.

Die Verhandlung hat den paradoxen Charakter, daß Andreas Halm, der Beschwerdeführer, gleichzeitig auf der Anklagebank sitzt und sich durch Wohlverhalten beweisen muß. Dabei steht er vor dem Problem, einerseits den Richter von seiner Gesundheit überzeugen und andererseits Einsicht in seine Krankheit demonstrieren zu müssen, weil das Leugnen der Krankheit immer noch als Symptom derselben gewertet wird.

„Ich weiß, daß ich Schwierigkeiten habe“, sagt Andreas Halm, „aber hier werde ich immer unselbständiger. Wie soll ich denn gesund werden, wenn ich mich den Schwierigkeiten nicht stellen darf?“ Er bemüht sich um einen moderaten Ton, der den Arzt nicht beleidigt, weil er weiß, daß ein Patient ohne den Arzt niemals gewinnt.

„Bei dem Patienten ist eine gewisse Nivellierung der Gesamtpersönlichkeit eingetreten“, sagt der Arzt, „eine Verflachung des Gefühlsmäßigen und die Schwierigkeit, das Wahrgenommene zu erkennen. Gleichzeitig besteht bei ihm eine enorme Verhaltensstörung.“ Und faßt zusammen: „In Anbetracht seiner Persönlichkeitsdefekte sind die Aussichten für eine Rehabilitation mehr als fraglich.“

Die Prognose des Arztes trifft und schmerzt und beendet die Verhandlung. Andreas Halm wird zurückgeführt in die abgeschottete Welt von Haus 16.

Dort beschränkt sich die anstaltsgewährte Abwechslung auf das Zusammensetzen von Schlauch-Schellen, deren Einzelteile auf den Tischen des Aufenthaltsraumes ausliegen. Aber Andreas Halm kann mit seinen Handstümpfen nichts zusammenschrauben. Manche Patienten helfen sich mit Skatspielen über die Zeit. Sie tun das nach dem gleichen Gesetz, das auch



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

sonst in diesem Haus herrscht: Nichts ist wirklich von Bedeutung, und keiner hat Verantwortung für sein Handeln, weil jede Auffälligkeit längst als Krankheit abgebucht ist. Gnadenlos überreizen sie ihre Blätter, spielen riskant und ohne Gefühlswallung im Falle der Niederlage, bis die Pfleger bestimmen, welche Karte jetzt die richtige zu sein hat.

Andreas Halm kann auch Karten nicht halten. Eingelullt von den Medikamenten und der schlaffen Betriebsamkeit der anderen verdöst er die Tage auf seinem Bett. Er ist kein Teil dieser festgefügtten Gemeinschaft, hat keinen Platz in der Hackordnung, die sich in den langen Jahren des Beisammenseins gebildet hat.

Es ist eine Gemeinschaft, in der keiner besonderes Mitgefühl genießt, weil jeder eine Katastrophe hinter sich hat. Auch das Wort „Tragödie“ hat hier eine andere Bedeutung: Tragisch ist nicht der Leidensweg des einzelnen, tragisch ist, wenn jemand seine Zigaretten vermißt oder einem zwei Mark aus der Hose geklaut worden sind.

Damit solche Tragödien nicht passieren, besitzen nur die Pfleger den Schlüssel zu den Schränken, in denen die Patienten ihre kleinen Heiligtümer verwahren. Die Pfleger, die manchmal schon 25 Jahre hier Dienst tun, sind überzeuge, zu wissen, was gut ist für die Station und richtig für ihre Patienten. Sie deuten jedes Geräusch und sehen Krisen vorher und reagieren nicht, wenn ein Patient an ihre Glastür klopft, weil sie die möglichen Gründe sowieso schon kennen. Sie sehen im Patienten kein Rätsel mehr.

Andreas Halm aber besteht darauf, keine gläserne Marionette zu sein. Oft verweigert er die Einnahme von Medikamenten, nennt den Arzt einen „unfähigen Dilettanten“ und die Pfleger „Verbrecher an der Menschheit“. Und wenn sie ihn „abspritzen“ wollen, schlägt er oft nur deshalb nicht zu, weil seine Handstümpfe dabei aufplatzen würden. Für solche Renitenz wird er immer wieder in den Linoleum-Bunker gesperrt. Was er als besonders grausam empfindet, weil Milchglasscheiben den Raum nach draußen abdichten und das Klo ein Metalltrichter ist, dessen Spülung nur von außen bedient werden kann.

So oft sitzt er im Bunker, daß sich die Sinnlosigkeit seiner Proteste langsam auf sein Gemüt legt. Ganz allmählich hört er auf, sich zu verweigern. Schläft zwölf Stunden in der Nacht und zwei Stunden am Mittag und wartet in der restlichen Zeit, daß irgend etwas passiert. Es macht keinen Unterschied mehr, ob es früh ist am Tag oder schon Abend und ob zwei Stunden vergangen sind oder drei Wochen. Ein Jahr schrumpft auf einen Wimpernschlag, die Minuten dehnen sich zur Ewigkeit,

Während Andreas Halm drinnen entschläft, verändert sich draußen das Krankenhaus. Ein neuer Direktor drängt auf eine bessere Ausbildung der Pfleger, auf vielen Stationen werden die Linoleum-Bunker zu Patienten-Zimmern umgerüstet. Frauen- und Männerstationen werden zusammengelegt. Auf manchen Stationen richtet man sogar Einzelzimmer ein.

Im Haus 16 verändert sich nichts. Immer noch gibt es einen Linoleum-Bunker, der immer noch benutzt wird, und immer noch ist es eine reine Männerstation, in der die Patienten ihre Erektionen unter der Bettdecke entsorgen. Wenn nicht Medikamente schon jede Regung ersticken. Andreas Halm träumt manchmal von der rothaarigen Prostituierten.

Dann, im Winter 1988, Andreas Halm ist 33 Jahre alt und für die Psychiatrie eigentlich längst abgehakt, wendet sich sein Leben doch noch einmal. Er wird ins Haus 22 verlegt, wo eine

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Ärztin Dienst tut, die nicht an die „Verflachung des Gefühlsmäßigen“ glaubt. Sie ist eine Frau, für die auch ungelöste Rätsel noch Menschen sind. Mit einem Patienten war sie sogar vier Jahre zusammen. In Andreas Halm sieht sie einen „außergewöhnlich begabten Patienten“, den sie auf die Freiheit vorbereiten will.

Sie duldet, daß Andreas Halm die Psychopharmaka unter der Zunge versteckt und auf dem Klo wieder ausspuckt, und erlaubt ihm, die Station bis abends um zehn zu verlassen. Andreas Halm beginnt wieder zu malen, christliche Motive meistens, die er aus einer Bibel abzeichnet und für 50 Mark an die Pfleger verkauft. Aber länger als eine Stunde kann er nicht mehr an einem Bild sitzen.

Er ist müde, kann sich nicht konzentrieren und hat keinen Wunsch mehr ans Leben, außer dem, endlich frei zu sein. Trotzdem sitzt er meistens in der Cafeteria des LKH, wie alle anderen Patienten auch, die Ausgang haben. Oder er schlendert runter in die Stadt, zum Kaffeestand oder in die Bäckerstraße zu den Berbern, deren Gesichter er immer noch kennt. Manchmal spielt er wieder Mundharmonika und verdient mit seinen verkrüppelten Händen das Doppelte von früher. Manchmal geht er auch in die Kirche, „weil Gott niemanden zurückstößt“.

Kurz nach Ostern wird der Beschluß aufgehoben, der Andreas Halm an das Landeskrankenhaus kettet. Er könnte jetzt einfach verschwinden und sich draußen eine Wohnung nehmen. Aber er macht sich nicht einmal auf die Suche. Er fühle er sich mittlerweile zu schwach für seine Träume. Als habe er den Glauben an die eigene Gesundheit längst verloren und erwarte nichts mehr von seinem Leben.

Wie sollte er sich auch Gedanken darüber machen, was aus ihm wird, da ihm niemand erklären kann, weshalb er so ist?